



Der Absturz

Über den Roman *Easter Parade* von Richard Yates

Von Günter Ohnemus Die Schrift an der Wand ist lange unsichtbar, über Jahre hinweg, auch wenn man mittlerweile ahnt, was da geschrieben steht und was man nicht hören möchte, weil man ja alles noch in der Hand hat und alles ändern kann, weil immer noch ein paar Träume, halbe Träume, übrig sind, bis dann einer am Ende, kurz vor dem Ende, wahrscheinlich sehr kurz vor dem Ende, die Buchstaben der Schrift nachzieht und alles sichtbar macht und das Unglück erzählt: „Keine der Grimes-Schwestern sollte im Leben glücklich werden, und rückblickend schien es stets, dass die Probleme mit der Scheidung ihrer Eltern begonnen hatten.“

Das ist der erste Satz des Romans *Easter Parade* von Richard Yates, der erste Satz der Geschichte von Sarah und Emily Grimes und ihrer Mutter Esther Grimes, die sich von ihrer Töchtern „Pookie“ nennen lässt. Aber genau genommen ist das Buch die Geschichte des unaufhaltsamen Abstiegs von Emily, der jüngeren Schwester, die 1925 geboren ist. Eine Geschichte der fortlaufenden Enttäuschungen. Früh im Buch entdecken die Mädchen, dass der Vater nicht der große Schlagzeilenmacher bei seiner Zeitung in New York ist, sondern nur ein kleiner Angestellter, Korrektor. Und früh entdeckt Emily, dass an den Jungs und Männern, die sie kennenlernt, nicht viel dran ist. Oder dass die Umstände so sind, dass sich nicht viel entwickeln kann. Was Sarah, die früh heiratet, entdeckt, erfahren wir erst später.

Der erste Mann, mit dem Emily schläft, ist ein Soldat, der wohl bald in den Krieg muss und von dem sie nicht einmal den Namen – Warren Maddock oder Warren Maddox – richtig versteht. Sie wird den Namen nie erfahren, aber bevor sie im Central Park miteinander schlafen, liefert der Soldat noch die übliche euphemistische Liebeslyrik ab: „... eine Menge Männer wollen nur eins von einem Mädchen, vor allem wenn sie in der Armee sind. Das verstehe ich nicht. Ich möchte ein Mädchen *wirklich* kennenlernen – ihre ganze Persönlichkeit, verstehst du, was ich meine? Du bist nett, Emily; dünne Mädchen haben mir schon immer gefallen – du weißt schon, was ich meine, schlanke Mädchen ...“

Irgendwann später, wie das im Leben so geht, wenn alles schon ein bisschen gleichgültiger wird, kommen zwei Abtrei-

bungen: „Das erste Kind wäre von einem Mann gewesen, den sie nicht besonders mochte, und das entscheidende Problem mit dem zweiten war, dass sie nicht sicher war, wessen Kind es gewesen wäre.“ Zwei Abtreibungen und eine lange Serie von wackligen Liebhabern – ein ganz normales Frauenleben, könnte man sagen. Literatur ist nicht Soziologie, und wir wissen sehr wenig darüber, was in Sachen Sex außerhalb unserer eigenen Erfahrung passiert, aber ich bin mir schon lange ziemlich sicher, dass der Vorgang, den wir sexuelle Revolution nennen und in die sechziger Jahre verlegen, unserer Generation zu Unrecht zugeschrieben wird. Diese Revolution hat schon die Generation unserer Eltern und Großeltern gemacht, und das Protokoll dieser Revolution sind die beiden Kinsey-Reports von 1948 und 1953 (die nicht immer ganz zuverlässig sind und manchmal ein bisschen zu ... naja, zoologisch. Was für Schimpansen in der Natur der Dinge liegen mag, ist für uns noch lange nicht genug).

Yates, der 1926 geboren ist, gehört dieser Generation an, und er wird wissen, wovon er schreibt, auch wenn man manchmal das Gefühl hat, dass ihn das Schreiben und das Trinken sehr viel mehr interessiert hat als alles andere. In seinen Büchern wird wahnsinnig viel getrunken. Mehr als in allen anderen Büchern, an die ich mich erinnern kann. Es hatte wahrscheinlich einen guten Grund (sehr viele gute Gründe), jemand hat irgendwann einmal die amerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts als „The Alcoholic Republic“ bezeichnet. In der *Süddeutschen Zeitung* hat sich vor einiger Zeit der Rezensent von *Easter Parade* über das viele Trinken bei Yates erregt; so etwas gehöre in ein Buch über Alkoholismus. Das ist Unfug, weil es in diesen Dingen eine Art fester Regel gibt: Wenn der Autor trinkt, trinken meistens auch seine Figuren. Wenn der Autor raucht, rauchen auch seine Figuren. Wahrscheinlich hängt das damit zusammen, dass es für ihn so normal ist wie das Atmen. Oder das Reden. Ein zentraler Teil des Lebens, das anders gar nicht vorstellbar wäre. Und deshalb sind die Bücher von Richard Yates *auch* Bücher über das, was Alkohol mit den Leuten machen kann. Und was passiert, wenn die Sucht, das Trinken, wichtiger wird als alles andere: „... das Problem bestand vor allem darin, dass beide den unwiderstehlichen Drang verspürten, zuviel zu trinken,

wenn sie zusammen waren, als wollten sie einander nicht nüchtern berühren.“ Dieser letzte Nebensatz ist ein glatter Euphemismus.

Yates hätte ohne den Alkohol und ohne einige schwere, auch literarische Enttäuschungen vielleicht noch ein paar erstklassige Bücher geschrieben, Drehbücher und Reden, nicht nur für Robert Kennedy, aber so hat es nach seinem Tod 1992 nicht lange gedauert, bis alle seine Bücher vom Markt verschwunden waren, auch sein berühmtester Roman, *Revolutionary Road* (deutsch *Zeiten des Aufbruchs*). Und dann kam, was kommen musste: Er wurde in der Kategorie „writer’s writer“ abgelegt, also zu den Schriftstellern gezählt, die vor allem von anderen Schriftstellern geschätzt und bewundert werden, wegen irgendwelcher technischer Feinheiten und so weiter. Aber Yates ist ein klarer, unpräziser Schreiber, jemand, der für seine Leser schreibt. Und es ist oft so, dass seine verwirrten, enttäuschten Figuren ihren einzigen Halt, eine Art von Geborgenheit, in der ruhigen, unaufgereg-

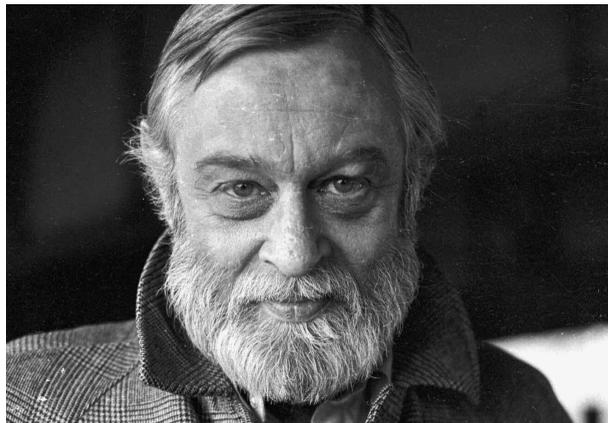


Foto: © Jerry Bauer

ten Prosa dieses Autors finden. Vor einigen Jahren ist Yates wiederentdeckt worden. Richard Ford scheint daran nicht ganz unbeteiligt gewesen zu sein.

Yates’ Bücher sind Tragödien, Geschichten von unaufhalt-samen Abstürzen und Untergängen. Zu den Gesetzen der Tragödie gehört es, dass sie nicht zuviel Ballast, zuviel Welt, mit sich tragen darf, weil sonst der – sagen wir mal – tragi-sche Schwung verloren geht. Als Emily an die Uni geht, ein Stipendium am Barnard College bekommt, ist ihre wichtigste Erfahrung die, dass man als Intellektuelle die Misere und Kleinheit des eigenen Lebens auf einer sarkastischen Distanz halten kann. Was, wie wir alle wissen, manchmal sehr befrei- end ist. Das ist schon fast alles, was erzählt wird. Sie hat, geht man nach dem Text, am College nichts gelernt. Außer einer Haltung. Und sie hat wieder einen Mann gefunden. Einen mit ziemlich hinderlichen sexuellen Problemen.

Das ist der einzige Punkt, an dem die tragische Geschichte von Emily Grimes unfreiwillig komisch wird, weil die Form

den Autor zum Klischee zwingt: Frauen studieren, um sich eine Haltung anzutrainieren (oder eine „Attitüde“, wie es heute so schön heißt) und sich einen Mann zu angeln. Aller- dings ist dieser Rutsch ins Klischee eine Ausnahme. Yates bleibt ganz dicht bei Emily. Bis ans Ende. Bis sie ihre Arbeit verliert. Bis sie keine Freunde mehr hat außer einer Kollegin, mit der sie einmal die Woche zum Essen geht; eine mit einem „Raubvogelgesicht“, nicht besonders sympathisch. Genauer kann man das gar nicht zeigen, wie jemand bis zum Verrückt- werden einsam ist.

Easter Parade ist ein niederschmetterndes Buch über drei Frauen, die von vagen Träumen und Hoffnungen leben und am Ende vollkommen hoffnungslos und verloren sind. Sie rennen alle gegen eine Wand: Pookie, die Mutter, hat am Ende grandiose Träume von Präsident Kennedy als Schwiegersohn. Sarah, die Familienfrau, die einmal die eigensinnigere, begab- tere war, wird von ihrem Mann erniedrigt und geschlagen. Und gegen Ende des Buchs macht jemand Emily ein Kompliment: „Weißt du was, Tante Emmy? Seitdem die Frauenbewe- gung angefangen hat, habe ich oft an dich gedacht. Ich habe dich immer für eine der ersten befreiten Frauen gehalten.“ Und sie sagt: „Befreit wovon?“

Nicht viel später, fast ganz am Ende, heißt es: „Ja, ich bin müde“, sagte sie. „Und weißt du, was komisch ist? Ich bin fast fünfzig Jahre alt, und ich habe noch nie im Leben irgend etwas verstanden.“ Das ist wie ein Echo auf Joni Mitchells Song „Amelia“, der genau wie *Easter Parade* aus dem Jahr 1976 stammt – „Dreams, Amelia, dreams and false alarms“.

Das ist die Angst, die wir alle haben. Die Angst vor einem sinnlosen, fürchterlichen Absturz, der immer eine schreck- liche Möglichkeit ist. //

Zum Weiterlesen:

Easter Parade. Roman. Aus dem Amerikanischen von Anette Grube, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2007. 297 Seiten, 19,95 Euro

Elf Arten der Einsamkeit. Short Stories. Übersetzt von Hans Wolf und Anette Grube. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2006. 288 Seiten, 19,90 Euro (btb 9 Euro)

Verliebte Lügner. Short Stories. Aus dem Amerikanischen von Anette Grube, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2007. 320 Seiten, 19,95 Euro

Zeiten des Aufbruchs. Übersetzt von Hans Wolf. Manesse Verlag, München 2006. 576 Seiten, 22,90 Euro (dtv 12 Euro)

Günter Ohnemus, geboren 1946, lebt in Freising. Zuletzt ist von ihm der Roman *Als die richtige Zeit verschwand* erschienen.